

## Ariès' „Entdeckung der Kindheit“

### Kritik eines Schlagworts aus psychologischer Sicht

Ralph Frenken

Philippe Ariès veröffentlichte 1960 seine Untersuchung zur Geschichte der Kindheit unter dem Titel *L'enfant et la vie familiale sous l'ancien régime*, die erst 1975 in einer deutschen Ausgabe vorlag.<sup>1</sup> In diesem Buch vertrat Ariès seine Auffassung von der *Entdeckung der Kindheit*. Dieses Schlagwort erlangte einiges Aufsehen und machte seinen Verfasser berühmt.<sup>2</sup> In einer neueren kindheitshistorischen Arbeit ist von seinen „Myriaden von Nachfolgern“ die Rede.<sup>3</sup> Auch wenn diese Formulierung lediglich eine pointierte Übertreibung darstellt und eine Reihe kritischer Einwände gegen Ariès' Ansatz bereits erhoben wurden, ist seine Arbeit doch oftmals wenig reflektiert als „Heilige Schrift“ der Geschichte der Kindheit angesehen worden.<sup>4</sup> Ariès hat dadurch

- 1 P. Ariès, *Geschichte der Kindheit*, München 1984. Die deutsche Ausgabe trägt den Titel *Geschichte der Kindheit*, der vom Originaltitel stark abweicht. Der Titel der englischen Ausgabe des Buches von Ariès aus dem Jahre 1965 lautet *Centuries of Childhood*. Zwischen 1960 und 1970 war im angelsächsischen Sprachraum die Untersuchung von Kindheit unter der Bezeichnung *History of Childhood* aufgekommen.
- 2 Vgl. zur Wirkungsgeschichte von Ariès' Buch E. Hermsen, „Ariès' ‚Geschichte der Kindheit‘ in ihrer mentalitätsgeschichtlichen und psychohistorischen Problematik“, in: F. Nyssen; L. Janus (Hg.), *Psychogenetische Geschichte der Kindheit. Beiträge zur Psychohistorie der Eltern-Kind-Beziehung*. Gießen 1997, 127–158; und E. Hermsen, *Faktor Religion. Geschichte der Kindheit vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Köln u.a. 2006, 8–29.
- 3 A. Classen, „Philippe Ariès and the Consequences. History of Childhood, Family Relations, and Personal Emotions. Where do we stand today?“, in: A. Classen (Hg.), *Childhood in the Middle Ages. The Results of a Paradigm Shift in the History of Mentality*, Berlin u.a. 2005, 3 f.
- 4 Vgl. E. Hermsen, *Faktor Religion ...*, 16. Kritisch zu Ariès: L. deMause, „Evolution der Kindheit“, in: L. deMause (Hg.), *Hört ihr die Kinder weinen. Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit*, Frankfurt am Main 1989, 18; K. Arnold, *Kindheit und Gesellschaft in Mittelalter und Renaissance. Beiträge und Texte zur Geschichte der Kindheit*. Paderborn, München 1980, 11 ff.; D. Alexandre-Bidon; D. Lett, *Children in the Middle Ages. Fifth – Fifteenth Centuries*, Notre Dame 1997, 1 ff.; R. Frenken, *Kindheit und Autobiographie vom 14. bis 17. Jahrhundert. Psychohistorische Rekonst-*

eine enorme Bedeutung auf dem Gebiet der Kindheitsgeschichte erlangt. Der vorliegende Artikel soll aus Sicht eines Psychologen zeigen, warum dies eher als grandiose Überschätzung anzusehen ist. Aufgrund ihrer Konstruktion wirken nämlich die Ariès'schen Ausführungen bereits ohne die Berücksichtigung empirischer Befunde aus der Kindheitsgeschichte wenig überzeugend. Aspekte der berühmten These von der angeblichen „Entdeckung der Kindheit“ werden zunächst auf theoretischer Ebene untersucht und anschließend mit empirischen Belegen konfrontiert.

DeMause und später Hermsen haben bereits darauf hingewiesen, dass Ariès keineswegs der erste war, der über kindheitshistorische Themen arbeitete.<sup>5</sup> Den enormen Erfolg des Buches in den späten 60er Jahren des 20. Jahrhunderts erklärt Hermsen damit, dass der politisch eindeutig reaktionäre Ariès eine Art „rückwärtsgewandter, konservativer Sozialutopie“ anbot und damit offensichtlich den Nerv der Zeit getroffen hatte.<sup>6</sup> Ariès' Thesen wurden verkannt als vermeintlich „kritische Position gegen die dominante fortschritts- und wachstumsorientierte Ideologie der politischen und ökonomischen Eliten“<sup>7</sup> – und das, obwohl seine Ansichten ausgesprochen unklar und vage formuliert waren. Ariès ist somit das Kunststück gelungen, als Rechtsaußen Beifall, Lob und positiv getönte Rezeption auch von der politischen Linken eingeheimst zu haben.<sup>8</sup> Es liegt außerhalb des Rahmens des vorliegenden Artikels, diese Zusammenhänge weiter aufzuklären. Auch sollen die persönlichen und biographischen Bezüge von Ariès' Person zu seinem Werk weitgehend außer Betracht bleiben. Hermsen hat dazu bereits einiges zusammengetragen.<sup>9</sup> Stattdessen wird die Auseinandersetzung mit den gravierenden wissenschaftlichen Schwächen von Ariès' Arbeit gesucht. Es ist nämlich zu befürchten, dass gerade sein impressionistischer Stil die Intellektuellen der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts dazu verführt hat, sein Buch als willkomme-

---

*ruktionen*, Kiel 1999, 4–11; W. F. MacLehose, *A Tender Age: Cultural Anxieties over the Child in the Twelfth and Thirteenth Centuries*, New York 2008, xiii äußert sich einerseits wenig kritisch zu Ariès Verkürzungen (vgl. auch xv, Fußnote 12), berücksichtigt andererseits erst gar nicht dessen verwirrende Aussagen.

5 L. deMause, „Evolution der Kindheit“, 19; E. Hermsen, „Ariès' ‚Geschichte der Kindheit‘ ...“, 127.

6 E. Hermsen, „Ariès' ‚Geschichte der Kindheit‘ ...“, 128, in der Flexion angepasst.

7 E. Hermsen, „Ariès' ‚Geschichte der Kindheit‘ ...“, 128.

8 Ariès sagt von sich selbst: „Ich bin ein Rechter, ein richtiger Reaktionär“ (zitiert nach E. Hermsen, „Ariès' ‚Geschichte der Kindheit‘ ...“, 140).

9 E. Hermsen, „Ariès' ‚Geschichte der Kindheit‘ ...“, 135–145; E. Hermsen, *Faktor Religion...*, 16–24.

nes Vehikel ihrer projizierten politischen Wünsche zu verwenden, ohne die weitreichenden Aussagen dieses Werkes methodisch oder empirisch ausreichend geprüft zu haben.

Ariès' zentrale Thesen sind derart unklar konzipiert, dass es zu einer echten empirischen Widerlegung gar nicht kommen kann, weil seine formalen – man wagt kaum zu sagen „theoretischen“ – Ausführungen lediglich auf semantischer Undeutlichkeit beruhen. So ist Richter vollkommen zuzustimmen, wenn er im Zusammenhang mit der Verwendung des Begriffs Kindheit in der kindheitshistorischen Diskussion von einer Begriffsverwirrung spricht, an der Ariès seinen Anteil habe.<sup>10</sup> Und daher ist es auch nicht zu rechtfertigen, dass Classen die Ariès'schen Ausführungen mit dem von dem Wissenschaftsphilosophen Thomas S. Kuhn geprägten Begriff „Paradigma“ adelt.<sup>11</sup> Classen spricht auch von einem „Paradigmenwechsel“ in der Zeit nach Ariès. Diese Sichtweise teile ich nicht, weil man den Ariès'schen Darlegungen keineswegs den Status eines Paradigmas zubilligen kann. Außerdem war man in der Zeit nach Ariès' Publikation weder auf so etwas wie eine wissenschaftliche Anomalie gestoßen, noch gab es „Krisen“ auf dem Gebiet der Geschichte der Kindheit. Also fehlen wesentliche Merkmale, die Kuhn als zentral für einen Paradigmenwechsel erachtet.<sup>12</sup> Kuhn war generell skeptisch, ob Teile der Sozialwissenschaften überhaupt so weit fortgeschritten seien, dass sinnvoller Weise von Paradigmata gesprochen werden könne.<sup>13</sup> Ariès selbst hatte mit seiner Arbeit auch keine wissenschaftliche Revolution ausgelöst, denn tatsächlich wurde seinen Thesen schon früh und empirisch fundiert widersprochen.<sup>14</sup> Ariès' Ansammlung von Thesen ist jedenfalls weit davon entfernt, eine wissenschaftliche Theorie oder gar ein Paradigma zu liefern, und der vorliegende Artikel soll zeigen, warum es bei der Auseinandersetzung mit Ariès vor allem um das Aufzeigen logischer Unstimmigkeiten, semantischer Unschärfe und empirischer Unbedarftigkeit geht. Ariès mag zahlreiche wissenschaftliche

10 Vgl. D. Richter, *Das fremde Kind. Zur Entstehung der Kindheitsbilder des bürgerlichen Zeitalters*, Frankfurt am Main 1987, 19; vgl. auch L. deMause, „Evolution der Kindheit“, 18.

11 A. Classen, „Philippe Ariès and the Consequences...“, 3 ff.

12 Vgl. T. Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt am Main 1976, 79 ff.

13 Vgl. T. Kuhn, *Die Struktur...*, 30.

14 Vor allem durch L. DeMause, „Evolution der Kindheit“ (Erstveröffentlichung 1974).

Nachfolger gefunden haben, aber Gefolgschaft ist sicher keine hinreichende Bedingung für wissenschaftliche Qualität.

Durch die assoziativ anmutenden Formulierungen seiner Aussagen bereitet Ariès jedem erhebliche Schwierigkeiten, der sich damit begrifflich oder empirisch ernsthaft auseinandersetzen will. Ariès kontaminiert nämlich auf wenigen Seiten (implizit) psychologische, semantische und ikonographische Argumentationslinien auf kaum entwirrbare Weise und häufig unter Vernachlässigung logischer Stringenz. Und gerade weil er seine Auffassungen nirgends klar formuliert, kann man diesen auch nur schwer direkt widersprechen. Die deutlichste Stelle ist wohl die folgende:

„Mit den hellenistischen Themen verschwand auch die Kindheit aus der Ikonographie, und wie schon die archaischen Epochen vor dem Hellenismus, so weigerte sich auch die Romanik, der Kindheit spezifische Merkmale zuzugestehen. Wir haben darin nicht nur eine schlichte Koinzidenz zu sehen. Wir gehen von einer Vorstellungswelt aus, die keine Kindheit kennt. Die Literaturhistoriker (Monsignore Clavé) haben dasselbe in Bezug auf das Epos festgestellt, worin Wunderkinder sich mit der Bravour und der physischen Kraft von Helden schlagen. Das bedeutet zweifellos, dass die Menschen des 10. und 11. Jahrhunderts dem Bild der Kindheit keine Beachtung schenkten, dass es für sie kein Interesse, ja nicht einmal Realität besaß. Das legt den Gedanken nahe, dass die Kindheit nicht nur in der ästhetischen Darstellung, sondern auch in der Lebenswirklichkeit nur eine Übergangszeit war, die schnell vorüberging und die man ebenso schnell vergaß.“<sup>15</sup>

Diese und ähnliche Stellen werden gewöhnlich als die Behauptung von Ariès interpretiert, dass die Menschen des 10. und 11. Jahrhunderts den Unterschied zwischen Kindern und Erwachsenen wahrnehmungsmäßig nicht feststellten bzw. feststellen konnten. Aus der Darstellung des Kindes als in den Proportionen unveränderter, lediglich verkleinerter Erwachsener in der Ikonographie des frühen und hohen Mittelalters folgert Ariès, dass die mittelalterlichen Menschen die Kinder anders *gesehen* hätten<sup>16</sup> – und mit „sehen“ ist hier offensichtlich nicht der übertragene, sondern der übliche, auf die visuelle Wahrnehmung abzielende Sinn gemeint. Ariès formuliert entsprechend, dass lediglich die antiken Griechen das Kind realistisch dargestellt hätten und dass

<sup>15</sup> P. Ariès, *Geschichte der Kindheit*, 93.

<sup>16</sup> Vgl. P. Ariès, *Geschichte der Kindheit*, 92.

in späteren Epochen „die Kindheit aus der Ikonographie“ *verschwand*.<sup>17</sup> Nach Ariès werde erst im 17. Jahrhundert Kindheit wieder „entdeckt“, wobei er diverse Datierungen nebeneinander herlaufen lässt.<sup>18</sup> Da er Aussagen zur Wahrnehmungspsychologie (historischer Subjekte) macht, sollen seine Annahmen zunächst unter Bezugnahme auf psychologische Theorien überprüft werden. Danach wird eine auf die Ariès'sche Semantik bezogene Kritik formuliert und anschließend werden empirische Argumente zu den ikonographischen Behauptungen von Ariès entwickelt, basierend auf den Eigentümlichkeiten romanischer Kunstwerke.

### Zur psychologischen Plausibilität der These von der „Entdeckung der Kindheit“

Ariès' Auffassung vom Nicht-Wahrnehmen der körperlichen Proportionen eines Kindes ist eine anspruchsvolle Aussage, und wäre – träfe sie denn zu – eine geradezu spektakuläre Entdeckung. Diese These steht vom empirischen Überprüfungsgrad her gesehen allerdings auf tönernen Füßen. Ariès verlangt unausgesprochen die Akzeptanz einer äußerst unplausiblen Annahme über die visuelle Wahrnehmungsorganisation historischer Subjekte. Der Versuch, menschliche Wahrnehmung auf derart umfassende Weise zu historisieren, basiert nicht auf der expliziten Anlehnung an irgendeine psychologische Wahrnehmungstheorie. Auch eine Auseinandersetzung mit Psychologien

17 P. Ariès, *Geschichte der Kindheit*, 93.

18 P. Ariès, *Geschichte der Kindheit*, 92 und 83, wo er behauptet, dass erst im 17. Jahrhundert „das Wort ‚Kindheit‘ auf seine moderne Bedeutung hin eingeschränkt wurde“. Auch das ist empirisch falsch. In der deutschsprachigen mystischen Literatur des 13. und 14. Jahrhunderts werden die Worte ‚Kind‘ und ‚Kindheit‘ praktisch ohne Einschränkung so verwendet, wie wir das heute noch tun. Vgl. R. Frenken, *Kindheit und Mystik im Mittelalter*, Frankfurt am Main 2002, 36, 113 ff., 160, 174 ff., 203 f., 222 ff. (zu kommentierten Wahrnehmungserlebnissen eines Kindes als Wahrnehmungsobjekt!), 231, 233, 237, 264. Vgl. zur Kritik an Ariès hinsichtlich der verwendeten Konzepte auch: L. deMause, „Evolution der Kindheit“, 18, hinsichtlich der empirischen Brauchbarkeit der Begriffsverwendung von Ariès: I. Hardach-Pinke; G. Hardach (Hg.), *Deutsche Kindheiten 1700–1900. Autobiographische Zeugnisse*, Frankfurt am Main 1992, 10, hinsichtlich der klassisch lateinischen Begriffe zur Kindheit: L. Demaitre, „The Idea of Childhood and Child Care in Medical Writings of the Middle Ages“, in: *The Journal of Psychobiology* 4(4), 1977, 465. Vgl. generell zu Ariès' Buch: A. Wilson, „The Infancy of the History of Childhood. An Appraisal of Philippe Ariès“, in: *History and Theory* 19(2), 1980, 132–153.

anderer Gegenstandsbereiche fehlt völlig. Entsprechend merkte Hermsen zu Ariès an, dass dieser nicht einmal den Versuch unternommen habe, so etwas wie eine *Psychologie des Kindes* zu betreiben.<sup>19</sup> Gleichwohl psychologisiert Ariès unentwegt über den gesamten Verlauf seines Buches und schreibt über seinen eigenen Ansatz:

„Wenn man als Historiker geboren wird, betreibt man auf eine Weise Psychologie, die zweifellos nicht die der modernen Psychologen ist, sich aber doch mit ihr trifft und sie ergänzt.“<sup>20</sup>

Ariès geht zwar davon aus, seine Herangehensweise träfe sich mit (irgendeiner?) Psychologie, übersieht dabei aber, welche gravierenden Aussagen er zum Gebiet der Wahrnehmung – einem zentralen Thema der Psychologie – geäußert hat. Die psychologische Naivität der Selbstcharakterisierung, er sei „als Historiker geboren“, bleibt im vorliegenden Artikel, anders als der wichtige Punkt einer umfassenden Historisierung basaler Wahrnehmungsfähigkeiten, undiskutiert. Dieser Aspekt des Ariès'schen Wirkens bedarf natürlich einer psychologischen Betrachtung, die im Folgenden ausgeführt werden soll.<sup>21</sup>

Der Biologe Ernst Mayr liefert ein anschauliches Beispiel, an dem die mangelnde Plausibilität der Ariès'schen Überlegung demonstriert werden kann. Zur Klärung des modernen biologischen Artbegriffs verweist Mayr auf eine Ethnie auf Papua-Neuguinea, deren Angehörige 136 verschiedene Namen für die Vögel in ihrer Umgebung haben. Nach der modernen Taxonomie existieren 137 Vogelarten in ihrer Umgebung. Die Angehörigen dieser ethnischen Gruppe verwechseln zwei Arten miteinander. Mayr schreibt hierzu, dass diese Übereinstimmung natürlich nicht zufällig zustande komme, sondern auf der Tatsache beruhe, dass sowohl die Eingeborenen als auch die Taxonomen „*sich mit den selben, nicht willkürlichen Diskontinuitäten der Natur befaßten.*“<sup>22</sup> An derartigen Beispielen kann man sich klar machen, wie wenig konstruiert *bestimmte* Wahrnehmungskategorien sind. Die sprachlichen Ordnungsstrukturen von Angehörigen der Ethnie und Taxonomen reflektieren nicht etwa eine geteilte kulturelle Übereinkunft, sondern basieren auf dem Zusammenspiel von Diskontinuitäten in der physischen Welt (worauf Mayr hinweist) und gleichzeitig

19 Vgl. E. Hermsen, „Ariès' ‚Geschichte der Kindheit‘ ...“, 131.

20 P. Ariès, *Geschichte der Kindheit*, 50 (Vorwort).

21 Vgl. hierzu R. Frenken, *Kindheit und Autobiographie ...*, 4–19.

22 E. Mayr, *Artbegriff und Evolution*, Berlin 1967, 26.

auf der basalen Wahrnehmungsstruktur der menschlichen Spezies, die in bestimmten Aspekten nicht oder nur wenig kulturell überformt werden *kann* (was Mayr nicht ausführt).

Für das „Ariès'sche Wahrnehmungsproblem“ bleibt festzuhalten, dass die biologischen Eigenheiten des Kindes mit einer Reihe von äußeren Auffälligkeiten verknüpft sind. Im Laufe der Pubertät entwickeln sich Körperproportionen, Behaarung, sekundäre Geschlechtsmerkmale sowie weitere physische Aspekte und führen zu einer ausgeprägten Diskontinuität zwischen der Gestalt des Kindes und der des Erwachsenen im visuellen Vergleich – auch wenn sich fließende Übergänge während der Reifung ergeben.

Natürlich müssen nicht *alle* Taxonomien in den verschiedenen Kulturen derart ähnlich sein, wie die Einteilung der Vögel. Dies hängt damit zusammen, dass häufig nicht nur visuelle Diskriminierungen, sondern ganz andere Aspekte die Taxonomie bestimmen. Die sehr unterschiedlichen *Wissensbestände* verschiedener Kulturen führen häufig zu untereinander stark divergierenden Einteilungen der physischen und der sozialen Welt.<sup>23</sup> An obigem Beispiel soll allerdings demonstriert werden, dass „rein“ visuelle Diskriminationsfähigkeiten zu Taxonomien führen können, die sehr ähnlich oder identisch sind – ein Phänomen, das ohne Annahmen über eine prinzipiell ausgeprägt ähnliche Wahrnehmungsorganisation der Subjekte *aller* Kulturen als ungeheurer Zufall angesehen werden müsste oder völlig unplausible diffusionistische Erklärungen erfordern würde.

Es kann nun auch der Fall eintreten, dass sich Taxonomien bzw. sprachliche Kategorisierungen zwischen zwei Kulturen radikal unterscheiden. So kennen die Dani, ebenfalls eine Ethnie auf Neuguinea, nur zwei Ausdrücke für Farben.<sup>24</sup> Natürlich darf daraus nicht geschlossen werden, Angehörige der

23 Vgl. zu Klassifizierungen körperlicher Gegenstände in einfachen Gesellschaften C. Lévi-Strauss, *Das wilde Denken*, Frankfurt am Main 1994, 12 f., der auf die wichtige Rolle des Interesses und des daraus resultierenden Wissens der jeweiligen Kultur bei der Ausarbeitung von Klassifizierungen (und Benennungen) hinweist.

24 Vgl. hierzu E. Rosch, „Human Categorization“, in: N. Warren (Hg.), *Studies in Cross-Cultural Psychology. Volume 1*, London u.a. 1977, 9 ff. Rosch hat bahnbrechende Arbeiten zur menschlichen Kategorisierung (sprachliche und nicht-sprachliche, Farbkategorisierung und -wahrnehmung, Kategorisierung künstlicher Stimuli, Sprachwahrnehmung) veröffentlicht, auf die hier nur verwiesen werden kann (vgl. E. Rosch, „Principles of Categorization“, in: E. Rosch; B. Bloom Lloyd (Hg.), *Cognition and Categorization*, New York 1978, E. Rosch; C. B. Mervis, „Family Resemblances. Studies in the Internal Structure of Categories“, in: *Cognitive Psychology* 7, 1975, 573–605, C. B. Mervis; E. Rosch, „Categorization of Natural Objects“, in:

Dani-Kultur würden die Welt sozusagen lediglich zweifarbig sehen. Sie können Farbsortieraufgaben natürlich lösen, wie Eleanor Rosch untersucht hat. Zudem erinnern die Dani „prototypische“ Farben, die als Fokalfarben bezeichnet wurden, besser, obwohl sie diese sprachlich nicht kennzeichnen können. Ihr erinnernder Umgang mit den Farbmustern ist somit weitgehend ähnlich demjenigen von US-amerikanischen Versuchsteilnehmern, die Angehörige einer Kultur sind, die über ein weit komplexeres System sprachlicher Farbkategorien verfügt. Rosch verweist auf Studien, die ergaben, dass interkulturell die *Grenzen* bei bestimmten Farbkategorien verschieden sind, was daran festgemacht wird, dass Angehörige verschiedener Kulturen unterschiedlich tolerant dabei sind, ein bestimmtes perzeptiv gegebenes Farbmuster noch mit einem bestimmten Farbnamen zu bezeichnen. Interkulturell sehr ähnlich werden dagegen die „klarsten Exemplare“ von Farbmustern, die prototypischen Fokalfarben, bezeichnet und behandelt.<sup>25</sup>

Es soll an dieser Stelle keineswegs behauptet werden, dass die sprachliche Kategorisierung gar keinen Effekt auf die Performanz im Umgang mit Farben bzw. allgemein bei der Kategorisierung von Wahrnehmungsgegenständen hat. Eine Gleichsetzung von begrifflicher und perzeptiver Kategorisierung ist aber als unzulässig zu bezeichnen. Zudem determiniert die sprachliche Kategorisierung, wie empirisch gezeigt werden kann, keineswegs die perzeptive (nicht-sprachliche).

Ariès' vermutete Unfähigkeit der historischen Subjekte zur visuellen Unterscheidung der Proportionen von Erwachsenen und Kindern bezieht sich nun sogar auf ein sehr basales Vermögen, da nicht etwa 137 Kategorien richtig zu verwenden sind. Reduziert man zum Zweck der Kritik das visuelle Problem auf seinen Kern, kann behauptet werden: Ariès bestreitet, dass Personen im Mittelalter (und anderer Epochen) in der Lage waren, Fünfjährige

---

*Annual Review of Psychology* 32, 1981, 89–115). Sie lehnt sich konzeptuell an den Begriff der ‚Familienähnlichkeit‘ von Wittgenstein an und zeigt empirisch, dass natürliche Kategorien weniger von einem „kritischen Merkmal“ (*differentia specifica*) dichotom gebildet werden, als vielmehr an prototypischen zentralen Kategorieneemplaren orientiert sind. Rosch zeigte damit die Validität der Sprachspiel-Analysen Wittgensteins, die auf natürliche Kategorien in der Alltagssprache bezogen sind und die die herkömmlichen logizistischen Intuitionen überschreiten.

25 Vgl. E. Rosch, „Human Categorization“, 5. Anzumerken ist natürlich, dass das Farbspektrum tatsächlich keine derart klaren Grenzen aufweist, wie sie etwa beim Übergang von einer Vogelart zur anderen vorzufinden sind. Der Übergang im visuellen Aussehen zwischen Kindern und Erwachsenen ist ebenfalls fließend; diese Tatsache ergibt natürlich das Problem der Grenzziehung.



(und jünger) von 18jährigen (und älter) in ihren Proportionen zu unterscheiden. Davon geht Ariès – nimmt man ihn wörtlich – aus, obwohl das physische Aussehen von Kindern eine Reizkonfiguration darstellt, die (1) sehr häufig und gut zu beobachten ist und (2) eine biologische Funktion hat (Kindchen-Schema).<sup>26</sup> Hinzu kommt die Tatsache, dass ganz allgemein festgestellt werden kann, dass die visuellen Wahrnehmungs- und Diskriminationsfähigkeiten des Menschen äußerst gut entwickelt sind. Somit wird – zumindest aus psychologischer Sicht – die Ariès'sche Intuition immer schwerer nachvollziehbar. Menschen können beispielsweise die Gesichter verschiedener Personen hervorragend unterscheiden. Der Gesichtsausdruck spielt eine große Rolle in der sozialen Kommunikation und besteht – physisch betrachtet – in minimalen Reizkonfigurationsdifferenzen. Sogar die fließenden Übergänge der verschiedenen Ausdruckspositionen werden sicher erkannt und identifiziert. Diese Fähigkeiten zur Gesichtswahrnehmung sind z. T. bereits bei einem zwei bis drei Monate alten Baby sehr weitgehend entwickelt.<sup>27</sup> Wie sollte es dann zu dem Phänomen kommen, dass Erwachsene irgendeiner Epoche oder Kultur auch nur ansatzweise Schwierigkeiten bei der wahrnehmungsmäßigen Unterscheidung zwischen Kindern und Erwachsenen haben? Und was sollte denn der Grund für diese (entstehende und wieder vergehende) Unfähigkeit sein? Von Ariès erhalten wir keine Antwort.

Auf der praktisch identischen basalen Wahrnehmungsstrukturierung, die Menschen als Angehörige derselben Spezies aufweisen, basieren kategoriale, begriffliche und allgemein sprachliche Strukturierungen. Aus gestalttheoreti-

26 Vgl. K. Lorenz, „Ganzheit und Teil in der tierischen und menschlichen Gemeinschaft“, in: K. Lorenz, *Über tierisches und menschliches Verhalten. Aus dem Werdegang der Verhaltenslehre* (Gesammelte Abhandlungen, Band 2), München 1965, 156 ff. Die biologistischen Annahmen von Lorenz zum Fall des Menschen sind allerdings zu modifizieren. Ein „angeborener auslösender Mechanismus“ (AAM) beschreibt die Verhältnisse für den Fall des Menschen (und wohl auch der höheren Primaten) sicher unzureichend. Gleichwohl können immerhin vergleichbare biologische Aspekte der Wahrnehmung des Kindes durch seine Eltern zugrunde liegen. Beim Menschen sind Überlagerungen derartiger Wahrnehmungsschemata durch eigene Früherfahrungen zu vermuten; so ist vorstellbar, dass das Kindchen-Schema unter bestimmten Bedingungen auch zur „auslösenden“ Reizkonfiguration von Wiederholungszwängen wird, etwa im Falle pädophiler Sexualorganisation.

27 Vgl. hierzu etwa D. Stern, *Die Lebenserfahrung des Säuglings*, Stuttgart 1992, 129 ff., ferner P. Dinzelbacher; R. Frenken, *Der steinerne Blick. Symbolköpfe der Romantik*, Baden-Baden 2008, 108 ff.

scher Sicht formuliert Tholey den Zusammenhang zwischen nicht-sprachlicher und sprachlicher Ordnung:

„Sprache und nichtsprachliche Wirklichkeit stehen in einer Zuordnungsbeziehung, die ähnliche Ordnungseigenschaften in der Sprache voraussetzt wie in der nichtsprachlichen Wirklichkeit. Die vieldiskutierte Frage, ob in der Sprache die nichtsprachliche Ordnung nur passiv ausgedrückt wird oder ob die Sprache erst Ordnung in der nichtsprachlichen Welt schafft, ist so zu beantworten: Die Bildung oder der Erwerb von Sprache erfordert eine vorsprachliche Ordnung der Phänomene. Erst wenn eine Sprache mittels einer vorsprachlichen Ordnung gebildet bzw. erlernt ist, kann sie die Ordnung der nichtsprachlichen (naiv- oder kritisch-phänomenalen) Wirklichkeit erhöhen. (...) Die Möglichkeit des Erlernens einer Sprache setzt eine Strukturähnlichkeit der phänomenalen Welten verschiedener Personen voraus. So wird die Sprache gewöhnlich durch Hinweis eines Lehrenden (im Sinne des Auf-Etwas-Zeigens) erlernt. Das ist nur möglich, wenn die Wahrnehmungswelt des Lernenden mit der des Lehrenden bis zu einem gewissen Grad strukturähnlich ist.“<sup>28</sup>

Tholeys Ausführungen leiten bereits unmittelbar über zur Auseinandersetzung mit den gravierenden semantischen Schwächen von Ariès' Arbeit.

### Diskussion der Semantik von Ariès' Begriff der „Kindheit“

Akzeptierte man trotz der oben ausgeführten psychologischen Einwände Ariès' These von der „Entdeckung der Kindheit“, ließen sich gleichwohl irreparable Schwierigkeiten in der logischen Konsistenz seiner Begriffsverwendung zeigen. Dabei ist zunächst zu fragen, anhand welcher Daten Ariès denn die „Entdeckung der Kindheit“ und auch „Kindheit“ selbst abgreift. Ariès erfasst das, was er mit „Kindheit“ bezeichnet – zumindest in seiner einführenden Darstellung der Thesen – vor allem anhand der Verwendung des Wortes in der jeweiligen Epoche (vorwiegend im literarischen Bereich) und anhand ikonographischer Zeugnisse. Damit wird „Kindheit“ bei Ariès aber zur Bezeichnung (1) für das Begriffssystem und (2) für die ikonographische Dar-

28 P. Tholey, „Deshalb Phänomenologie! Anmerkungen zur phänomenologisch-experimentellen Methode (im Anschluß an Kebeck und Sader sowie an Bornwasser und Bober)“, in: *Gestalt Theory* 8(2), 1986, 152 f.

stellung der Kinder. Ariès untersucht hier gleichsam etwas, was man vielleicht als Diskursphänomen bezeichnen könnte.

Das *Entdecken* eines mit einer Bezeichnung auszustattenden Phänomens setzt dessen Existenz in der Zeit *vor* der Entdeckung voraus. Andernfalls liegt eine Konstruktion oder eine Erfindung vor. Es ist ohne weiteres möglich, alltagssprachlich hinreichend klar zu formulieren: „Der Uranus wurde entdeckt.“ Dagegen wäre „Der Uranus wurde erfunden“ eine Aufsehen erregende Feststellung und höchst begründungsbedürftig.

Wenn Ariès also von einer „Entdeckung der Kindheit“<sup>29</sup> spricht, dann verwendet er eine Semantik, die die Existenz der Kindheit in der Zeit vor der Entdeckung voraussetzt. „Entdecken“ würde bei Ariès so etwas wie „Richten der Aufmerksamkeit auf“ bedeuten. Wenn Ariès sich aber fast ausschließlich auf historisches Begriffssystem und ikonographische Darstellung mit dem Wort „Kindheit“ bezieht, kann er nicht gleichzeitig behaupten, dass Kindheit „entdeckt“ werden kann, denn dazu müsste ja, wie gesagt, zwischen einem existenten Geschehen (welches wir heute als Kindheit bezeichnen) und der Begriffsverwendung der jeweiligen Epoche unterschieden werden.

Ariès verwendet also manchmal „Kindheit“ im Sinne einer Bezeichnung für kulturelle Phänomene und manchmal für ein zugrunde liegendes psychophysiologisches Phänomen (etwa in der Art, wie in der Alltagssprache das Wort „Kindheit“ verwendet wird). Anders ausgedrückt: Ariès spricht manchmal konstruktivistisch-idealistisch und manchmal naiv-realistisch im Sinne des *common sense*. Aus diesem schwankenden Umgang mit Begriffen ergeben sich seine – leider berühmt gewordenen – Behauptungen über ein Verschwinden und Entdecken von Kindheit. Aufgrund der unklaren Begriffsverwendung kann man den Ariès'schen Thesen nicht einfach eine empirisch fundierte Widerlegung zukommen lassen, vielmehr muss festgestellt werden, dass derartigen Sätzen von Ariès keine klare Bedeutung zugeordnet werden kann.

Die laxen Verwendung unklarer Termini ist ein häufig anzutreffendes Phänomen und führt im Zusammenhang mit dem Gegenstand Kindheit (aber nicht nur da) zu schwer nachvollziehbaren Vorstellungen. So schreibt Menne in seinem Artikel zunächst ganz konsequent konstruktivistisch von der „Erfindung“ oder „Konstruktion“ der Kindheit“. Das führt zu so wohlbekanntem Schein-Erkenntnissen wie der Aussage: „Kindheiten entstehen und kön-

29 Kapitelüberschrift in: P. Ariès, *Geschichte der Kindheit*, 92.

nen vergehen.<sup>30</sup> Später verlässt er den konstruktivistischen Jargon und verwendet ein biologistisch-anthropologisches Vokabular und stellt fest: „Kindheiten können (nicht ganz) anders sein“. Also zeigt sich die gleiche semantische Inkonsistenz wie bei Ariès. Postman attestiert unserer Zeit, dass Kindheit im Verschwinden begriffen sei.<sup>31</sup> Auch hier liegt eine eigentümliche Verwendung des Wortes vor, das die Existenz eines (allerdings nur in diffusen Assoziationen benannten) empirischen Phänomens lediglich vortäuscht. All dies zeigt dramatisch die Notwendigkeit semantischer Vorüberlegungen auf dem Gebiet der Geschichte der Kindheit. Natürlich können weder Kindheit noch die Existenz von Kindern verschwinden, es sei denn, unsere Biologie veränderte sich durch übernatürlichen Eingriff in überaus drastischer Weise. Kindheit beruht auf psycho-biologischen Gegebenheiten, die, zumindest innerhalb von Zeitspannen, innerhalb derer evolutionsbiologische Aspekte irrelevant bleiben, unveränderbar sind. Postman verwendet den Begriff „Kindheit“ zur Kennzeichnung einer spezifischen Differenz in der Lesefähigkeit zwischen Erwachsenen einerseits und Kindern andererseits. Verschwindet diese Differenz, etwa weil angeblich im Zeitalter elektronischer Medien die Bedeutung des Lesens verschwindet, dann verschwindet natürlich die Kindheit, wobei „Kindheit“ das bedeutet, was Postman darunter versteht. Der winzige Ausschnitt aus der empirischen Realität, den Postman herausgreift, ist allerdings äußerst idiosynkratisch gewählt. Die ohne zwingende Gründe und implizit ausgeführte Veränderung der Semantik des ursprünglich alltagssprachlichen Wortes „Kindheit“ hat sich allerdings bislang weder als sinnvoll noch als empirisch fruchtbar erwiesen. Die semantische Verwirrung bei derartigen Versuchen scheint jeweils größer als der resultierende Gewinn an theoretischer und begrifflicher Klarheit.

Wenn bei Ariès schon die Begriffsverwendung derart unklar ist, scheint es umso erstaunlicher, dass seine Thesen so großen Anklang finden, ja sogar einen weitgehenden Konsens erzeugen konnten.<sup>32</sup> Man fühlt sich an die Verständigungsprobleme der modernen Philosophie erinnert, wie sie Stegmüller

30 F. W. Menne, „Eine Welt für sich? Zur soziologischen Anthropologie der Kindheit“, in: H. Wendt; N. Loacker (Hg.), *Kindlers Enzyklopädie. Der Mensch*, Zürich 1984, 265, 267.

31 Vgl. N. Postman, *Das Verschwinden der Kindheit*, Frankfurt am Main 1987, 49. Postman verwendet metaphorische Girlanden wie „Wiege der Kindheit“ und auch das „verschwindende Kind“ (S. 137).

32 Vgl. zur Rezeption der Thesen von Ariès und den zugrundeliegenden politischen Hintergründen auf Seiten von Autor und seinen Rezipienten den Aufsatz von E. Hermsen, „Ariès‘ ‚Geschichte der Kindheit‘...“, 142 f.

analysiert, und die zu Schein-Konsens wie auch zu Schein-Dissens führen können.<sup>33</sup>

Ariès' Buch enthält trotz der aufgezeigten semantischen Schwächen Beobachtungen und Interpretationen, die auf relevante Aspekte von historischer Kindheit hinweisen. Schon die Tatsache, dass Ariès die geschichtswissenschaftlichen Fragestellungen in eine gewisse Richtung gelenkt hat, muss als Verdienst angesehen werden. Allerdings laufen viele seiner Interpretationen Gefahr, von begrifflichen Unklarheiten kontaminiert zu werden. Und insbesondere das erfolgreiche Schlagwort von der „Entdeckung der Kindheit“ hat eine Verbreitung und Akzeptanz gefunden, die m. E. wissenschaftlich nicht zu rechtfertigen ist.

Ariès führt den Begriff der Kindheit nicht ein, erläutert ihn nicht und bezieht ihn auch nicht auf eine bestimmte Theorie. Somit legt er sich eigentlich auf eine alltagssprachliche Verwendung des Begriffs fest, die etwa der Historiker Boockmann ganz generell als Kennzeichen geschichtswissenschaftlicher Arbeiten ansieht.<sup>34</sup> Wie weiter oben aber dargelegt wurde, vermengt Ariès alltagssprachliche Verwendungen des Begriffs mit Annahmen über die Existenz von Kindheit, die sehr anspruchsvolle Aussagen beinhalten. Kamlah und Lorenzen artikulieren ein „skeptisches Mißtrauen“ gegen die Bildungssprache, während sie den Leistungen der Alltagssprache, innerhalb gewisser Grenzen, vertrauen.<sup>35</sup> Die beiden Autoren plädieren für eine sorgfältige Vorüberlegung über die Art und Weise, in der ein beliebiger Gegenstand prädiert werden kann, über dessen ontologische Gegebenheitsweise zunächst nichts ausgesagt werden muss. Daher sollen im Folgenden einige Überlegungen zur Verwendung der Begriffe „Kindheit“ und „Kind“ angestellt werden.

### Exkurs: Zum Begriff „Kindheit“

Ein enger Begriff von Kindheit birgt die Gefahr, allein um der begrifflichen Klarheit willen, unnötigerweise wichtige Aspekte des Phänomenbereichs Kindheit auszuklammern. Kindheit stellt eben keinen atomistisch fassbaren Sachver-

33 Vgl. W. Stegmüller, *Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie. Eine kritische Einführung. 1. Band*, Stuttgart 1989, xli ff.

34 Vgl. H. Boockmann, *Einführung in die Geschichte des Mittelalters*, München 1988, 9.

35 Vgl. W. Kamlah; P. Lorenzen, *Logische Propädeutik. Vorschule des vernünftigen Redens*, Mannheim u.a. 1990, 24.

halt dar, sondern ist zerlegbar in eine Mannigfaltigkeit von Aspekten, die es innerhalb einer interdisziplinären Untersuchungsperspektive zu erarbeiten gilt.

Mit dem Begriff „Kindheit“ wird ein Spektrum von Phänomenen angesprochen, an dessen Polen zum einen rein biologische Tatsachen anzusiedeln sind und zum anderen rein kulturelle Phänomene stehen.<sup>36</sup> Sozusagen „dazwischen“ sind diverse private, auch idiosynkratische, aber auch teilweise oder völlig öffentliche und kommunizierte Bereiche anzusiedeln. Daher wird in Bezug auf Aspekte des Umgangs mit Kindern hier folgende Kategorisierung<sup>37</sup> von Merkmalen vorgeschlagen:

Phänomenbereich	Eigenschaften	Beispiele
Biologische Aspekte	Allgemein	– Kindliche Körperproportionen – Kindliche Hilfslosigkeit und Pflegebedürftigkeit
Private (idiosynkratische) Aspekte	Privat, partikular und in einer mehr oder weniger großen Verbreitung; Phänomene werden nicht unbedingt zwischen den Familien kommuniziert	– Individuelle familiäre Beziehungsstrukturen
Öffentliche und kommunizierte Aspekte	Partikular, weitgehend privat, aber in größerer Verbreitung	– Pathologische Beziehungsstrukturen – „Avantgardistischer“ Umgang mit Kindern in bestimmten Gruppen
Kulturelle Aspekte	Allgemein in einer bestimmten Gesellschaft bzw. in bestimmten Teilen der Gesellschaft	– Taufe, Erbrecht, Kindsrechte, Schulpflicht etc.

Tab. 1 Eigenschaften und Aspekte des Phänomens Kindheit

36 Vgl. hierzu ausführlicher R. Frenken, *Kindheit und Autobiographie ...*, 11 ff.

37 Die vorgestellten Kategorien sollen explizit nicht aristotelisch verstanden werden; es wird also nicht die Existenz kritischer Merkmale postuliert, die die Kategorien scharf trennen. Statt dessen sollen diese Kategorien in Anlehnung an Wittgensteins Begriff der Familienähnlichkeit (vgl. L. Wittgenstein, „Philosophische Untersuchungen“, in: L. Wittgenstein, *Werkausgabe in 8 Bänden. Band 7. Tractatus logico-philosophicus*, Frankfurt am Main 1984, 277 ff.) und an die empirisch gestützte Präzisierung dieses Konzepts durch Rosch (vgl. etwa E. Rosch; C. B. Mervis, „Family Resemblances ...“, 573 ff.) als *Prototypen* verstanden werden. Demnach gibt es typische Vertreter von Kategorienmitgliedern und Übergänge zwischen den verschiedenen Kategorien.

Der Begriff ‚Kindheit‘ bezieht sich also auch auf eine Reihe universeller, äußerst auffälliger psycho-physiologischer Besonderheiten junger Menschen (sprich: Kinder). Diese Besonderheiten erzwingen von den erwachsenen Personen der Umgebung einen höchst komplexen Umgang mit dem Kind, der aus komplexen Interaktionen mit dem Kind besteht und der stattfinden muss, wenn das Kind physisch überleben und psychisch sich entwickeln soll. Seine psycho-emotionale Entwicklung ist mit dem Durchlaufen einer großen Anzahl von Lernprozessen (darunter der Spracherwerb und das Erlernen des sozialen Umgangs mit anderen) verknüpft, die nur durch den Kontakt mit erwachsenen Individuen ermöglicht werden.

Es wird weiter davon ausgegangen, dass ein von den grundlegenden, universellen, psycho-physischen Grundgegebenheiten zumindest zum Zweck der Analyse idealtypisch abtrennbarer Phänomenbereich existiert, den man als *Umgang* mit dem Kind bezeichnen kann. Die Bedürfnisstruktur des Kindes trifft auf die Bedingungen, die von den unmittelbaren, d. h. historisch-konkreten Beziehungspartnern ermöglicht werden. Aus den Interaktionen kindlicher und erwachsener Beziehungspartner entsteht die historisch-konkrete Realisierung der Kindheit und des Erwachsenen-Kind-Verhältnisses. Dieser Umgang mit dem Kind enthält dabei universelle Merkmale *und* historisch variierende Bestandteile, die beide in einer Untersuchung der Geschichte der Kindheit herauszuarbeiten wären. Die psycho-physiologische Ausstattung zu Beginn jeder Ontogenese ist keinem historischen Wandel unterworfen. Von Anfang an kommt es aber zu einer wechselseitigen Beeinflussung der Beziehungspartner Eltern und Kind, die von Bedürfnisstruktur und Psyche des Kindes mitbedingt wird und deren Entwicklung, Veränderung, Integration und häufig auch deren Traumatisierung innerhalb der stattfindenden Interaktionen bewirkt. Der historische Wandel von Kindheit, sofern er denn existiert bzw. nachzuweisen ist, hat immer mit diesem Umgang mit Kindern und den daraus resultierenden Veränderungen und Niederschlägen auf Seiten des Kindes zu tun. Die Beschreibung eines Wandels jedoch setzt immerhin *Vergleichbarkeit* der Phänomene voraus. Wenn der zu untersuchende Gegenstand – die Kindheit in ihren historischen Manifestationen – als einheitlicher exponiert werden soll, folgt daraus, dass der Kindheitshistoriker *Gemeinsamkeit und Differenz* von historischen und heutigen Kindheiten simultan erfassen und erklären muss. Kindheit war mit großer Sicherheit nicht „immer gleich“, sondern veränderte und verändert sich im historischen Verlauf ständig. Natürlich sind dabei historische Relativierungen zulässig und notwendig, woraus aber kein genereller Relativismus resultiert. Ansonsten würde eine historische Verände-

rung immer nur in einer Abfolge unvergleichbarer diskreter Zustände bestehen, die entstehen und später vergehen und von gänzlich neuen Zuständen abgelöst würden.<sup>38</sup> Der Begriff des Wandels drückt aber bereits aus, dass vergleichbare, wenn auch sich verändernde Formen in zeitlicher Abfolge entstehen. Aufgrund der psycho-physiologisch verankerten Grundbedingungen der Kindheit, die man als *Hilflosigkeit des kleinen Kindes*<sup>39</sup> bezeichnen kann, muss die *Vergleichbarkeit der Phänomene in allen historischen Epochen* – bei allen notwendigen Relativierungen – angenommen werden. Von zentraler Bedeutung insbesondere für die frühe Kindheit der ersten Lebensjahre ist hierbei das Beziehungs- und Interaktionsgeschehen zwischen dem Kind und den Erwachsenen in der unmittelbaren Umgebung des Kindes, also meist den Eltern bzw. Familienangehörigen.

Selbst eine Kultur, die über keinen einzigen Begriff von Kind oder Kindheit im zuvor dargestellten Sinne verfügt, weist natürlich trotzdem Kinder und Kindheit auf, ganz ähnlich wie ein bislang unentdeckter Planet nicht in der Sekunde der Entdeckung bzw. in dem Moment seiner Taufe zu existieren beginnt – auch wenn mancher radikale Konstruktivist so etwas denken mag.<sup>40</sup> Mit Richter kann man für die Untersuchung historischer Kindheit die beiden Pole „Kinderleben“ und „Kindheitsbild“ einer gegebenen Epoche unterscheiden, wobei ersteres den Untersuchungsschwerpunkt auf realgeschichtliche letzteres auf ideengeschichtliche Aspekte der Wirklichkeit legt.<sup>41</sup>

38 Vgl. R. Frenken, „Die Psychohistorie des Erlebens. Eine einleitende Programmatik“, in: R. Frenken; M. Rheinheimer (Hg.), *Die Psychohistorie des Erlebens*, Kiel 2000, 12 ff. zur Gegenstandsexponierung der historischen Psyche.

39 A. Portmann, *Biologische Fragmente zu einer Lehre vom Menschen*, Basel 1969, 57 geht davon aus, dass der menschliche Geburtszustand einer „physiologischen Frühgeburt“ entspricht. Das menschliche Baby kommt demnach – im Vergleich zu den Babys der nichtmenschlichen Primaten – ein Jahr zu früh und neurophysiologisch vergleichsweise unreif auf die Welt. Vgl. auch J. Diamond, *Der dritte Schimpanse. Evolution und Zukunft des Menschen*, Frankfurt am Main 1998, 79 ff., 87 ff. Der Autor belegt aus soziobiologischer Sicht die Besonderheiten des Homo sapiens bezogen auf die Versorgung seiner Kinder, die weitaus hilfloser sind als gleichaltrige Menschenaffen. Hilflosigkeit des menschlichen Kindes und die Pflegefähigkeiten unterliegen einer gemeinsamen evolutionären Entwicklung.

40 Zur Kritik an konstruktivistischen Begriffsbildungen vgl. R. Frenken, *Kindheit und Autobiographie ...*, 16–19.

41 Vgl. hierzu auch D. Richter, *Das fremde Kind ...*, 19. U. Gray, *Das Bild des Kindes in der altdeutschen Dichtung und Literatur. Mit textkritischer Ausgabe von Metlingers ‚Regiment der jungen Kinder‘*, Frankfurt am Main 1974, versucht, durch die Interpretation literarischer Bearbeitungen von Kindheitsthemen Aspekte der



Durch die Exponierung von Kindheit als Komplexphänomen zwischen den Polen Biologie und Kultur, mit psychischen, sozialen und historischen Anteilen ist es auch möglich, eine kritische Position zu entwickeln, gerade weil Spannungen und Konfliktpotential zwischen den diversen Aspekten von Kindheit exponiert werden können, ja müssen. Der kulturelle Umgang mit Kindern ist eben nicht sakrosankt und wird in dieser Erkenntnishaltung nicht von einer relativistischen Bewertung der jeweils historisch-partikularen Positionen zugedeckt. Das gilt für jede historische Epoche, einschließlich der Gegenwart. So ist es sogar möglich, jede historische Epoche unter Berücksichtigung auch der ihr eigenen Aussagen zu kritisieren. Dazu soll ein illustrierendes Beispiel angeführt werden. Konkret geht es um eine historische Bewertung des festen Einwickelns von Kindern, wie es im Mittelalter üblich war.<sup>42</sup> Die hochmittelalterliche Mystikerin Mechthild von Hackeborn (1241–1299) gestaltete eine Baby-Szene aus der Perspektive Jesu und ließ das gewickelte Neugeborene sagen:

„Da ich in der Welt geboren ward, wurde ich von Stunde an gebunden mit Tüchlein, also dass ich mich nicht bewegen mochte, zu einem Zeichen, dass ich mich ganz, mit allen Gütern, die ich mit mir von dem Himmel brachte, in die Gewalt des Menschen gegeben habe zu seinem Nutzen. Denn, wer gebunden ist, hat keine Gewalt und vermag sich nicht zu wehren, und ihm mag genommen werden Alles, was er hat. Gleicher Weise, da ich ausging aus der Welt, bin ich also geheftet gewesen an das Kreuz, dass ich mich gänzlich nicht mochte bewegen, zu einem Zeichen, dass ich alles Gute, was ich vollbrachte in der Menschheit, den Menschen wieder gelassen habe (...).“<sup>43</sup>

---

Realgeschichte zu rekonstruieren sind. Generell scheint eine zu strikte Trennung der Bereiche Real- und Ideengeschichte letztlich künstlich. Gray spricht von einer Entwicklung des Mittelalters hin zu mehr Realismus bezogen auf das (literarisch gestaltete) Bild vom Kind (vgl. etwa 22 f. und 27).

42 Zum Thema Wickeln (Fatschen) von Babys vgl. P. Dinzelbacher; R. Frenken, *Der steinerne Blick...*, 90–103 und vor allem R. Frenken, *Gefesselte Kinder. Geschichte und Psychologie des Wickelns*, Badenweiler 2011.

43 J. Müller, *Der heiligen Mechtildis, Jungfrau aus dem Orden des heiligen Benediktus. Buch besonderer Gnade. Aus dem Lateinischen nach der Ausgabe der Benediktiner von Solesmes*, Regensburg 1880, 44 (Buch I, Kapitel 5). Analyse der Szene in R. Frenken, *Gefesselte Kinder ...*, 188 f. Vgl. zu dem hier deutlich werdenden Verständnis von Wickeln als Fesseln (und Martyrium) die Plastik in U. Geese, „Romanische Skulptur“, in: R. Toman (Hg.), *Die Kunst der Romanik*, Köln 2004, 280 (Bildsäule für ein Taufbecken).

Mechthild kombinierte hier in ihren religiösen Phantasien das Wickel- und das Kreuzigungsthema und zeigt damit, wie eng Wickeln auch in der Vorstellung historischer Subjekte mit Folter, Hilflosigkeit und Qualen verbunden war. Anhand weiterer mystischer Texte lässt sich demonstrieren, dass es somit bereits im Mittelalter eine rudimentäre Vorstellung von der Deprivation gab, die mit dem Wickeln verknüpft ist. Das Wickeln wird von einigen modernen Autoren als angemessener Umgang und akzeptable Pflegehandlung bezeichnet.<sup>44</sup> Dabei werden abwechselnd der wärmende und der emotional „beruhigende“ Effekt des Wickelns hervorgehoben, und es wird behauptet, dass negative Beurteilungen der einst weit verbreiteten Wickelpraktiken lediglich auf den Projektionen heutiger Wissenschaftler basierten. Oben zitierte Passage erlaubt es aber, genau diese Befreiung einer Epoche von moderner Kritik radikal in Frage zu stellen. Das historische Subjekt selbst kritisiert hier – wenn auch verdeckt – seine eigene Zeit.

Kindheit, so ist zu vermuten, verändert sich also und wird als historisch bedingter, im Wandel befindlicher Phänomenkomplex angesehen, ohne dass seine Entstehung oder sein Verschwinden als Denkmöglichkeiten akzeptiert werden. Die Genese des jeweils historisch-konkreten Umgangs der Erwachsenen mit Kindern und insbesondere das familiäre Beziehungsgeschehen zwischen Eltern und ihren Kindern sowie dessen Beeinflussung durch das jeweilige kulturell verfügbare Wissen und die entwickelten praktischen Habiti sind empirisch-historisch zu untersuchen.

Kindheit und damit zusammenhängende Phänomene werden nach dem hier Gesagten gerade nicht wie etwa der Begriff (oder die Kategorie) „Hexe“ untersucht. „Hexe“ bezeichnet nämlich, so die hier vertretene Behauptung, nicht ein real bestehendes Phänomen im Sinne einer Manifestation übernatürlicher böser Kräfte, sondern ist als *Deutungsmuster* zu begreifen, das entstehen und verschwinden kann. Die Einwirkung derartiger Konstruktionen bzw. Deutungsmuster auf die Existenz der Frauen und der Männer in den

44 Vgl. K. Rutschky, *Deutsche Kinderchronik*, Köln 1983, XXIV; vgl. F. Renggli, *Selbsterstörung aus Verlassenheit. Die Pest als Ausbruch einer Massenpsychose im Mittelalter. Zur Geschichte der frühen Mutter-Kind-Beziehung*, Hamburg 1992, 207. Rutschky ist vom wärmenden Effekt des Wickelns, Renggli vom beruhigenden Effekt überzeugt. Beide Autoren argumentieren ohne psychologische Theorien oder historisches Material hierzu.

entsprechenden Epochen<sup>45</sup> und auch der Kinder kann untersucht werden,<sup>46</sup> wobei die Frage, ob es wirklich so etwas wie Hexen gab, natürlich quasi *a priori* durch die Übernahme eines bestimmten Weltbildes je nach Wahl oder Glauben des Proponenten jeweils für beantwortet erachtet wird. Eine echte Korrektur dieses Weltbildes würde ihrerseits massivste Präsenz von Daten erfordern, die einen bedeutenden Wandel stillschweigender Annahmen *erzwingen*. Im Rahmen des hier etablierten Sprachgebrauchs kann formuliert werden: Die Konstruktion (das Deutungsmuster, die Kategorie) „Hexe“ kann entstehen und verschwinden –, das Phänomen Kindheit nicht. Kindheit ist unaufhebbarer und zentraler Bestandteil der *conditio humana*. Keine Menschheit ohne Kindheit.

### Ikonographische Aspekte der Ariès'schen These

Die ikonographischen Argumente, wie sie Ariès vorbringt, können ebenso wenig überzeugen wie seine begrifflichen oder (implizit) psychologischen. Er illustrierte sein Buch mit 26 Abbildungen, die so wenig informationshaltig sind, dass sie die meisten Herausgeber der Übersetzungen kommentarlos weggelassen haben.<sup>47</sup> Es ist tatsächlich nicht ersichtlich, was Ariès genau mit den Bildern illustrieren will. Jedenfalls ist festzuhalten, dass alle dargestellten Kinder in Ariès' Buch mit naturalistischen Körperproportionen dargestellt

45 Vgl. etwa C. Honegger (Hg.), *Die Hexen der Neuzeit. Studien zur Sozialgeschichte eines kulturellen Deutungsmusters*, Frankfurt am Main 1978.

46 Vgl. hierzu die Untersuchungen des Phänomens der Kinderhexen, bei dem es zur massiven Beeinflussung der Kindheit des 17. Jahrhunderts durch das Deutungsmuster ‚Hexe‘ kommt, was zu Verhaftung, Untersuchung und Hinrichtung von Kindern unter entsprechenden Anklagen führt (vgl. H. Weber, *Kinderhexenprozesse*, Frankfurt am Main 1991 und H. Weber, *Von der verführten Kinder Zauberei. Hexenprozesse gegen Kinder im alten Württemberg*, Sigmaringen 1996). Man kann den Ausführungen Webers aber auch entnehmen, wie umgekehrt Kindheit bzw. Sozialisationsstrukturen das Phänomen der Verfolgung von Kinderhexen direkt kausal beeinflussen (vgl. etwa H. Weber, *Von der verführten Kinder Zauberei‘ ...*, 182).

47 Die Bilder sind beispielsweise in der französischen Ausgabe von Seuil (= P. Ariès, *L'enfant et la vie familiale sous l'ancien régime*, Paris 1973) zu finden, vgl. Abbildungsverzeichnis auf S. 501 f. Die Mehrzahl der Bilder stammt aus dem 16. und 17. Jahrhundert.



Abb. 1 Hans Holbein der Jüngere (1497–1543): Madonna des Bürgermeisters Meyer

sind. Die früheste Abbildung in diesem Buch, die ein Kind zeigt, stammt aus dem frühen 16. Jahrhundert.<sup>48</sup> Ariès behauptet gleichwohl:

„Bis zum 17. Jahrhundert kannte die mittelalterliche Kunst die Kindheit entweder nicht oder unternahm jedenfalls keinen Versuch, sie darzustellen.“<sup>49</sup>

48 Vgl. P. Ariès, *L'enfant ...*, Paris 1973, 232 (Buchillustration von Holbein, datiert auf 1516). Die früheste Abbildung („Le Jeu des Fagots“) stammt aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, zeigt aber kein Kind.

49 P. Ariès, *Geschichte der Kindheit*, 92. Er selbst revidiert seine pauschalen Aussagen in seinen Ausführungen mehrfach und datiert unterschiedlich.

Ariès widerlegt seine eigene Aussage, indem er selbst ein Bild von Holbein dem Jüngeren wiedergibt (Abb. 1)<sup>50</sup>. Das Bild von 1526 zeigt zwei Jungen – ein Jesuskind in den den Armen einer Madonna und einen weiteren Jungen –, die in allen Körperproportionen sehr weitgehend realistisch wiedergegeben werden.<sup>51</sup>

Gegen Ariès' ikonographische Auffassungen einer fehlenden Darstellung der kindlichen Körperproportionen im Mittelalter sind bereits von einigen Autoren Einwände formuliert worden. Entsprechende Arbeiten zeigen, dass auch im Mittelalter realistische Darstellungen von Kindern zu finden sind. Forsyth widersprach Ariès bereits 1976 aufgrund ihrer Interpretation von mittelalterlichen Kunstwerken (9. bis 12. Jahrhundert).<sup>52</sup> Hamel zeigte, dass niederländische und flämische Maler bereits im 15. Jahrhundert Kinder realistisch, d. h. in kindlichen Proportionen abbildeten. In seinen statistischen Auswertungen von 100 Bildern zeigt sich kein Wandel in Richtung „kindgerechtere“ Darstellungen vom 15. bis 19. Jahrhundert.<sup>53</sup>

In diesem Abschnitt soll insbesondere die Bedeutung der romanischen Kunst für Ariès' Argumentation dargelegt werden, da diese Epoche der angeblichen „Entdeckung der Kindheit“ vorausgeht, wobei der Zeitraum der Entdeckung wiederum von Ariès allerdings äußerst unscharf datiert wird.<sup>54</sup> Ariès verwendet Verweise auf romanische Kunstwerke als Beleg dafür, dass diese Epoche Kinder nur als verkleinerte Erwachsene abgebildet habe.<sup>55</sup> Insofern kommt dieser Epoche eine wichtige Rolle zu, wenn man die ikonographischen Ausführungen von Ariès empirisch überprüfen will. Ariès selbst

50 Abbildung aus P. Ariès, *L'enfant...*, Ausgabe von Seuil, zwischen den Seiten 104 und 105.

51 Vgl. P. Ariès, *L'enfant...*, 104. Ariès lässt die Datierung weg. Der Junge im Vordergrund wirkt tendenziell zu muskulös. Die Proportionen, insbesondere die Größe des Kopfes, sind dagegen naturalistisch.

52 I. H. Forsyth, „Children in Medieval Art. Ninth through Twelfth Centuries“, in: *Journal of Psychohistory* 4(1), 1976, 30 ff.

53 B. R. Hamel, „The Image of the Child. Dutch and Flemish Paintings“, in: *Journal of Psychohistory* 24(1), 1996, 71 ff.

54 P. Ariès, *Geschichte der Kindheit*, nennt zahlreiche Daten, an denen angeblich die Entdeckung beginnt (darunter das 13. Jh. (S. 92) und das 17. Jh. (ebenfalls S. 92). Die Entdeckung der Kindheit beginne im 13. Jahrhundert, Zeugnisse in der Ikonografie fänden sich ab dem 15. Jahrhundert und würden Ende des 16. Jahrhunderts erst zahlreich (vgl. S. 108). A. Wilson, „The Infancy of the History of Childhood...“, 136 spricht im Zusammenhang mit dieser Art von Datierung von „pervasive chronological vagueness“.

55 Vgl. P. Ariès, *Geschichte der Kindheit*, 92 ff.



Abb. 2 Muttergottes mit Jesuskind (Typus „Sedes Sapientiae“), Barcelona (E), 12. Jh.

zeigt kein einziges romanisches Kunstwerk, obwohl er diese Epoche zur Kontrastbildung heranzieht.

Die Romanik ist kunsthistorisch gesehen die Epoche etwa zwischen 1050 und 1250.<sup>56</sup> Sie war seit dem Ende der antiken Welt und deren künstlerischen Errungenschaften die erste sozusagen gesamteuropäische Stilrichtung. Auch deshalb kommt ihr eine bedeutende Rolle bei der Überprüfung ikonographischer Aussagen auf kindheitshistorischem Gebiet zu. Wenn man romanische Skulpturen betrachtet, fallen einige wiederkehrende Merkmale auf. Romanische Kunst ahmt gewöhnlich nicht die Natur nach, sie ist nicht realistisch, sondern arbeitet stärker stilisierend und schematisierend.<sup>57</sup> Sie greift häufig zu symbolischer Darstellung. Individualität von Gesicht oder Körper, lebensnahe Proportionen von Menschen, Tieren oder Pflanzen sind augenscheinlich nicht das, was romanische Bildhauer und Maler abbildeten. Schon deshalb ist es problematisch, die Eigentümlichkeiten dieser Kunstwerke zu verwenden, um etwas über Wahrnehmungsfähigkeiten einer Epoche auszusagen. Ariès hätte nämlich, bliebe er denn konsistent bei seiner Argumentation,

noch weiter schlussfolgern müssen: Die Menschen des 11. Jahrhunderts konnten Pflanzen und Tiere nicht richtig erkennen, ja ihre gesamte Wahrnehmungsfähigkeit von Formen war drastisch reduziert. Ariès hielt sich hier zurück und

56 Vgl. P. Dinzelbacher; R. Frenken, *Der steinerne Blick ...*, 5, der das Ende der Romanik in Westeuropa mit der Mitte 12. Jahrhunderts und in Mitteleuropa im frühen 13. Jahrhundert datiert.

57 Vgl. P. Dinzelbacher; R. Frenken, *Der steinerne Blick ...*, 17.



**Abb. 3** Muttergottes mit segnendem Jesuskind (Typus „Sedes Sapientiae“), Hoven (Rheinland, D), Klosterkirche, um 1160

beschränkte seine Folgerungen „nur“ auf das Gebiet der Geschichte der Kindheit.<sup>58</sup>

Ariès behauptet nun, dass die Kunst der Romanik nicht die typisch kindlichen Proportionen des Kindes wiedergebe bzw. dass dargestellte Kinder wie kleine Erwachsene aussehen. Das lässt sich auch für zahlreiche Fälle bestätigen, wobei es aber sehr unterschiedliche Grade von „Erwachsenheit“ in den Darstellungen von Kindern gibt. Häufig sehen solche Kinder in den

<sup>58</sup> Vgl. A. Wilson, „The Infancy of the History of Childhood ...“, 146 ff.



Abb. 4 Madonna des Dom Rupert mit Jesuskind, Museum Curtius, Lüttich (B), um 1180

Darstellungen tatsächlich wie „verkleinerte Erwachsene“ aus (Abb. 2)<sup>59</sup>. Mitunter werden aber auch realistischer proportionierte Werke ausgearbeitet (Abb. 3)<sup>60</sup>.

Das Jesuskind in Abb. 3 ist zwar nicht auf naturalistische Weise dargestellt, aber immerhin erheblich realitätsnäher als das von Abb. 2. Besonders

59 X. Barral i Altet, „Romantik“, in: G. Duby; J.-L. Daval (Hg.), *Skulptur. Von der Antike bis zum Mittelalter*, Köln 2006, 328, vgl. auch die Abbildungen auf S. 329 f. sowie U. Geese, „Romanische Skulptur“, 351–353, H. Busch; B. Lohse, *Romanische Plastik in Europa*, Frankfurt am Main 1961, 31.

60 H. Busch; B. Lohse, *Romanische Plastik ...*, 121.



ist auf folgende Eigenheiten hinzuweisen: Das Jesuskind sieht seiner Mutter hier wie in zahlreichen anderen Madonnendarstellungen ähnlich.<sup>61</sup> Der Künstler hat aber nicht den Körper der Mutter einfach nur verkleinert, um das Kind darzustellen, sondern die Proportionen kindgemäß angepasst, die Wangen kindlich gerundet und den Schulterbereich erheblich schmaler als bei der Mutter gestaltet. Tatsächlich erwachsen wirken die Haltung und der Segensgestus. Die Darstellung des Jesuskindes thematisiert gleichwohl in Andeutungen einen kindlichen Körper mit kindlichen Proportionen. Somit lässt sich zeigen, dass die pauschalen Behauptungen von Ariès die diversen Stilrichtungen innerhalb der Romanik unzulässig einbenen.<sup>62</sup>

In der Abbildung 4<sup>63</sup> sind die Proportionen des kindlichen Jesus noch realitätsnäher. Die babytypischen Wangen sind dargestellt, das Kindchen-Schema ist praktisch vollständig erkennbar und beinahe



Abb. 5 Madonna mit Jesuskind, (Nicola Pisano), gotisch, Dom von Siena (I), 1265–68

61 Vgl. zu weiteren einander ähnlichen Darstellungen von Madonna und Jesuskind: H. Busch; B. Lohse, *Romanische Plastik ...*, 11, 31, 43; I. H. Forsyth, „Children in Medieval Art ...“, 37; U. Geese, „Romanische Skulptur“, 351–353, 371; X. Barral i Altet, „Romantik“, 325, 328–330.

62 Ganz ähnlich in bezug auf *unterschiedliche Grade von Realismus* in der ottonischen, karolingischen und romanischen Kunst argumentiert I. H. Forsyth, „Children in Medieval Art ...“, 33.

63 H. Busch; B. Lohse, *Romanische Plastik ...*, 122. Vgl. auch die Abbildung des Kunstwerks in X. Barral i Altet, „Romantik“, 320.



Abb. 6 Jesus in der Mandorla und Heilige, Mars-sur-Allier (F), St. Julien (Tympanon), 12. Jh.

realistisch wiedergegeben. In der Gotik entstehen dann noch weitergehend an der Realität ausgerichtete Kinderdarstellungen (Abb. 5)<sup>64</sup>.

Es gibt nun aber Kunstwerke – und zwar in nicht unerheblicher Anzahl – die sozusagen genau das Gegenteil von „verkleinerten Erwachsenen“ zeigen: Zahlreiche romanische Skulpturen, die eindeutig erwachsene Menschen darstellen, weisen deutlich kindliche Proportionen auf, also vor allem große (manchmal sogar riesige) Köpfe und kleine Gliedmaßen, Hände und Füße. Man ist daher beim Anblick dieser romanischen Kunstwerke manchmal versucht, die These von Ariès umzudrehen. Zahlreiche romanische Kunstwerke wirken eher so, als würden auch die Erwachsenen als Kinder dargestellt, also so, als setze sich das gespeicherte, prototypische Bild eines Kindes bei der künstlerischen Produktion gegenüber einer realistischen Darstellung durch. Offensichtlich kannte Ariès die romanischen Kunstwerke nicht ausreichend, und die romanischen Darstellungseigentümlichkeiten können zu einer weiteren Widerlegung seiner Ansichten verwendet werden. Die Umkehrung der Ariès'schen These soll allerdings nicht ernsthaft vertreten werden, denn die Kunstwerke liefern für so weitreichende Thesen, wie die von Ariès oder auch deren Umkehrung, einfach nicht das geeignete Material.<sup>65</sup>

64 Nicola (auch: Niccolò) Pisano (ca. 1205–1278).

65 An anderer Stelle (P. Dinzelbacher; R. Frenken, *Der steinerne Blick ...*, 210 ff.) habe ich ausgeführt, dass die romanischen Skulpturen Hinweise dafür liefern, dass die



Abb. 7 Apostel, Engel, Jesus und Têtes coupées, Saint-Génis-des-Fontaines (F), Abteikirche (Türsturz), um 1019

Im Weiteren sollen einige prototypische Beispiele dafür gezeigt werden, wie in die Gestaltung romanischer Skulpturen, die eindeutig erwachsene Figuren darstellen, kindliche Proportionen eingeflossen sind.<sup>66</sup>

Alle dargestellten Erwachsenen im Tympanon von St. Julien (Mars-sur-Allier)<sup>67</sup> wirken ausgesprochen kindlich in den Proportionen. Die Apostel

---

Bildhauer und Steinmetze dieser Epoche hinsichtlich Entwurf und Ausführung ihrer Werke von kindlichen Erinnerungsspuren beeinflusst waren. Das bedeutet aber keineswegs, dass dadurch die Unfähigkeit zur visuellen Unterscheidung von Kindern und Erwachsenen angenommen oder belegt werden soll. Das Gegenteil ist der Fall, denn kindliche Eigentümlichkeiten können nur dann Bildwerke beeinflussen, wenn sie als solche wahrgenommen wurden.

<sup>66</sup> Vgl. für die kindlichen Proportionen in der romanischen Skulptur als Bildmaterial: W. von Blankenburg, *Heilige und dämonische Tiere*, Leipzig 1943, 56, 67, 73–75, 80, 99, 102; H. Busch; B. Lohse, *Romanische Plastik ...*, 53, 54, 104, 107, 130, 142; A. Weir; J. Jerman, *Images of Lust. Sexual Carvings on Medieval Churches*, London 1986, 9, 12–17, 33, 41, 80–88, 100–105, 116; N. Kenaan-Kedar, *Marginal Sculpture in Medieval France. Towards the Deciphering of an Enigmatic Pictorial Language*, Aldershot 1995, 24, 26, 38, 61; U. Geese, „Romanische Skulptur“, 257 ff., 304, 315, 319, 327, 330 f., 341, 343, 346 f.; X. Barral i Altet, „Romantik“, 273, 275, 303, 306 f., 310, 326. Die genannten Beispiele sind prototypisch für die „kindlichen“ Proportionen Erwachsener. Zwischen den Polen der ‚kindlichen‘ und ‚erwachsenen‘ Darstellungsweise existieren zahlreiche Übergangsformen in der Kunst der Romanik.

<sup>67</sup> K. Basford, *The Green Man*, Ipswich 1978, Abb. 19a.

haben vergleichsweise riesige Köpfe sowie kleine Hände und geradezu winzige Füße. Eigentlich wirken die Gestalten wie Püppchen. Die gesamte Darstellungsweise wirkt kindlich-naiv.

Auch der berühmte Türsturz aus Saint-Génis-des-Fontaines (Abb. 7)<sup>68</sup> weist dieses Gestaltungsmerkmal ganz deutlich auf. Der Türsturz gilt als eine der ältesten romanischen Bauplastiken überhaupt. Umgeben von vier Konsolen mit Têtes coupées (Symbolköpfen) zeigt das Relief in der Mitte Jesus in einer Mandorla, gehalten von zwei Engeln, abgegrenzt von den übrigen Figuren. Daneben, rechts und links, stehen je drei Apostel in einem Säulengewölbe. Die sechs Apostel füllen den Raum zwischen den Säulen derart aus, dass auf dem Relief kein leerer Zwischenraum entsteht. Die Apostel haben riesige Köpfe, winzige Gliedmaßen, Händchen und Füßchen. Die Gestaltung der Apostel erinnert stark an Wickelkinder.<sup>69</sup> Die Proportionen sind „extrem kindlich“, der Kopf macht mehr als ein Drittel der Gesamtlänge aus. Jesus und auch die Engel sind eindeutig anders gestaltet, und zwar von den Proportionen her erwachsener.<sup>70</sup>

Auf den Kapitellen von Saint-Front-sur-Nizonne sind „Frau“ und „Mann“ mit riesigen Köpfen dargestellt (Abb. 8)<sup>71</sup>. Weir und Jerman fragen sich, ob die Figuren Adam und Eva darstellen, zahlreiche Indizien sprechen jedoch gegen diese Annahme.<sup>72</sup> Die weibliche Figur hat beispielsweise keine Brüste, man erkennt nicht einmal Andeutungen. Bildliche Anspielungen auf den Sündenfall – etwa Darstellung von Schlange und Baum – fehlen. Daher liegt die Interpretation nahe, dass es sich hier nicht um die Erwachsenen Adam und Eva, sondern um zwei schreiende nackte Kinder handelt. Solche Figuren basieren womöglich auf Phantasien von bösen Kindern. Im Mittelalter wurden schreiende Kinder ja häufig als dämonische Wesen, d. h. als Wechselbälge interpretiert.<sup>73</sup>

68 U. Geese, „Romanische Skulptur“, 258. Eine ähnliche Gestaltung, wenngleich nicht ganz so extrem kindlich, findet sich im Apostelrelief, Saint-Denis, 12. Jahrhundert (Abb. in X. Barral i Altet, „Romantik“, 307).

69 Zum Thema Wickeln im Mittelalter vgl. R. Frenken, *Gefesselte Kinder...*, ferner P. Dinzeltbacher; R. Frenken, *Der steinerne Blick...*, 90–103.

70 Für eine ausführliche Interpretation dieses Kunstwerks vgl. P. Dinzeltbacher; R. Frenken, *Der steinerne Blick...*, 216 ff.

71 A. Weir; J. Jerman, *Images of Lust...*, 86, Abb. 38.

72 A. Weir; J. Jerman, *Images of Lust...*, 86.

73 Vgl. hierzu insbesondere L. DeMause, „Evolution der Kindheit“, 25. Ferner D. Alexandre-Bidon; D. Lett, *Children in the Middle Ages*, 12, S. Shahar, *Kindheit*



Abb. 8 Schreiendes Paar, Saint-Front-sur-Nizonne (F), 12. Jh.



Abb. 9 Eva, Adam und Teufel (Sündenfall), Schöngrabern (A), Pfarrkirche (Apsis), Höhe ca. 4 m, frühes 13. Jh.

*im Mittelalter*, Reinbek 1993, 107, P. Dinzelsbacher, *Heilige oder Hexen? Schicksale auffälliger Frauen in Mittelalter und früher Neuzeit*, Reinbek 1997, 189 f.



Abb. 10 Teufel, Civray (F), Saint-Pierre-d'Excideuil, 12. Jh.

Die Ureltern und Satan sind das Thema der Darstellung des Sündenfalls von Schöngrabern (Abb. 9). Neben Adam ist ein schreiender Teufel dargestellt. Der Teufel sieht in seinen Proportionen sehr kindlich aus, eigentlich wie ein Baby, vom Gesicht einmal abgesehen. Sein Nabel ist erkennbar, was auf den babyhaften Aspekt hinweist. Auch die anderen Teufel an der Kirche in Schöngrabern sehen sehr kindlich aus und haben einen erkennbaren Nabel.<sup>74</sup> Zahlreiche Skulpturen an dieser Pfarrkirche haben ausgesprochen kindliche Proportionen, vor allem die Teufel.<sup>75</sup>

Auch der Teufel aus Civray weist ausgesprochen kindliche Proportionen auf, insbesondere einen großen Kopf.<sup>76</sup> Der große Penis könnte auf Phantasien des Künstlers von einem Baby hindeuten, denn männliche Säuglinge haben proportional gesehen große Genitalien (vgl. Abb. 11)<sup>77</sup>.

74 Vgl. das sehr kindliche Aussehen des kleineren der beiden Teufel oben links neben dem Apsisfenster, unter dem Eva, Adam und der große Teufel abgebildet sind (z. B. in H. Busch; B. Lohse, *Romanische Plastik ...*, 142).

75 Vgl. R. Feuchtmüller, *Schöngrabern. Die steinerne Bibel*, Wien, München 1979, u. a. 40 und 173, sowie P. Dinzelbacher; R. Frenken, *Der steinerne Blick ...*, 10, 11.

76 A. Weir; J. Jerman, *Images of Lust ...*, 97, Abb. 48.

77 J. L. Stone; J. Church, *Kindheit und Jugend. Einführung in die Entwicklungspsychologie. Band 1*, Stuttgart 1978, 4. Stone und Church schreiben zu den körperlichen



**Abb. 11** Männlicher Säugling kurz nach der Geburt mit vergrößerten Genitalien und Brüsten



**Abb. 12** Verdammter, Autun (F), St. Lazare (Weltgerichtstympanon), um 1130

Der Teufel aus Civray kann als Symbolisierung eines „bösen Babys“ verstanden werden.

Bei dem Verdammten des Weltgerichtstympanons von Autun sind die Körperproportionen der nackten menschlichen Gestalt zwar nicht richtig babyhaft, aber die riesigen greifenden Hände ergeben ein Größenverhältnis, das in etwa dem eines Neugeborenen zu seiner Mutter entspricht (Abb. 11, vgl. unmittelbar mit Abb. 12<sup>78</sup>). Außerdem erscheint der Kopf gegenüber

---

Besonderheiten Neugeborener: „Die Genitalien des Neugeborenen sind zuerst erstaunlich groß und auffällig. Viele Neugeborene – Knaben und Mädchen – haben vergrößerte Brüste, die eine milchartige Substanz, die sog. Hexenmilch, absondern, und viele Mädchen haben nach der Geburt eine kurze ‚Menstruation‘. Diese Erscheinungen sind auf die Wirkung von Hormonen zurückzuführen, die aus dem mütterlichen Kreislauf absorbiert wurden und verschwinden bald nach der Geburt.“

78 P. Dinzelsbacher, *Angst im Mittelalter. Teufels-, Todes- und Gotteserfahrung. Mentalitätsgeschichte und Ikonographie*, Paderborn 1996, 89, Skulptur von Gislebertus. Eine Gesamtansicht des Tympanons findet sich in H. Busch; B. Lohse, *Romanische Plastik...*, 62. Die krallenbewehrten Hände am Kopf der schreienden Gestalt sind die

dem Körper zu groß, was einen kindlichen Eindruck ergibt. Die nackte Gestalt schreit. Das Bild wirkt wie eine Szene während bzw. kurz nach der Geburt.

Kanaan-Kedar unterscheidet bei den mittelalterlichen Kunstwerken zwischen „marginalen“ und „offiziellen Skulpturen“.<sup>79</sup> Im Falle der Bauplastiken wurden die (hier im wörtlichen Sinne) marginalen Skulpturen am Rand, vor allem an bestimmten architektonischen Übergangszonen (Eingang, Außenwand, Kapitelle etc.) positioniert, die offiziellen Werke dagegen vor allem in der Apsis und im Tympanon. Gerade in der Gruppe der marginalen Werke finden sich zahlreiche Darstellungen dämonischer Wesen, die kindliche Proportionen und Züge aufweisen, so beispielsweise der Figurentyp der *Sheela-na-gig*, ein weibliches Wesen, das seine Vulva ostentativ zur Schau stellt.

Die beiden hier gezeigten Sheelas (Abb. 13<sup>80</sup>, 14<sup>81</sup>) haben riesige Köpfe und kleine Gliedmaßen. Die Figur der *Sheela-na-gig* hat gewöhnlich keine Brüste, was den teilweise kindlichen Charakter dieses weiblichen Wesens noch unterstreicht.<sup>82</sup> Daneben gibt es weitere sexualisierte Figuren (Anus-Zeiger, Penis-Sauger, Darstellungen der *Luxuria*, von Sündern und Teufeln), allesamt häufig ausgezeichnet durch stark kindliche Proportionen. Die Bücher von Weir und Jerman sowie Andersen enthalten zahlreiche solcher Skulpturen. Auch viele *Green Men* (dt.: Blattmasken), ein Skulpturentypus mit großer Verbreitung in der Romanik und vor allem der Gotik, wirken ausgesprochen kindlich.<sup>83</sup>

Abschließend soll anhand eines Bildes gezeigt werden, wie radikal romanische Bildgestaltung mitunter vom realen Vorbild abweicht.

Das Relief der Nikolauslegende (Abb. 15) zeigt männliche und weibliche Wesen, wobei die Figuren ebenfalls kindliche Proportionen aufweisen. Das Grundmuster des Kopfes wird praktisch unvariiert für beide Geschlechter ver-

---

des Teufels. Links neben dieser Figur steht ein schreiender Verdammter, rechts ist eine abgewandte Verdammte (bzw. *Femme aux serpents*) angebracht.

79 Vgl. etwa N. Kanaan-Kedar, *Marginal Sculpture ...*, 62 ff.

80 A. Weir; J. Jerman, *Images of Lust ...*, 15.

81 U. Geese, „Romanische Skulptur“, 243.

82 Für weitere ‚kindliche‘ Sheelas vgl. A. Weir; J. Jerman, *Images of Lust ...*, 9, 12–17, 116. Männliche exhibierende Figuren mit kindlichen Proportionen finden sich z. B. auf den Seiten 100–103 und 109.

83 Vgl. etwa K. Basford, *The Green Man*, Abb. 12, 17b, 20b, die koboldhafte, kindliche Wesen zeigen.





Abb. 13 Sheela-na-gig, Cavan (EI), 12. Jh. (?)



Abb. 14 Sheela-na-gig mit riesiger Vulva, Kilpeck (GB), St. Mary and St. David, Konsole, um 1140

wendet, was bedeutet, dass der visuelle Aspekt des Geschlechtsunterschieds darstellerisch völlig unberücksichtigt bleibt. Besonders deutlich wird das anhand des Vergleiches der Gesichter des Bischofs (1. v. l.) und einer Prinzessin (3. v. r.). Lediglich Haartrachten, Bärte und Kopfbedeckungen deuten das Geschlecht an. Diesem romanischen Künstler ging es nicht im geringsten um Individualität und auch nicht um naturalistische Effekte. Wie so oft in der Romanik wird eine symbolische und chiffreartige Darstellung gewählt. In diesem Fall wirkt das Relief so, als sei eine Art Standardpuppe als Grundmuster verwendet worden, die dann drapiert wurde. Daraus lässt sich aber keineswegs ableiten, dass die Wahrnehmung des Künstler/Bildhauers unzureichend gewesen sei. Sein Thema ist ganz einfach ein anderes als die naturalistische Darstellung. Mit Sicherheit konnte er zwischen Frauen und Männern visuell unterscheiden, denn ein solches Wahrnehmungsproblem existiert in keiner Kultur.

Skulpturen wie die Illustration der Nikolauslegende aus Winchester zeigen, dass es der romanischen Kunst weder im offiziellen noch im marginalen Bereich um unmittelbare Abbildung der Natur ging. Romanische Kunst war stark symbolisch geprägt. Allerdings gibt es auch vereinzelt romanische Kunstwerke, die einer realistischen Darstellung des Menschen nahe kommen.



Abb. 15 Nikolauslegende auf einem Taufstein, Winchester (GB), Kathedrale, um 1160–70.

Zumindest kann eindeutig demonstriert werden, dass der Grad des Realismus der verschiedenen Werke sehr unterschiedlich ist. Erst die Gotik entwickelt durchgängig einen Naturalismus, der (von der Antike her gesehen *wieder*) zur realistischen Darstellung des Menschen führte. Aus diesen Eigenheiten romanischer Kunst zu folgern, die Menschen dieser Epoche wären in der Wahrnehmung eingeschränkt gewesen, ist letztlich absurd. Man stelle sich vor, dass man die schlechten und ungekonnten Zeichnungen eines heutigen, zeichnerisch ungeübten Erwachsenen hernähme, um damit zu belegen, dass seine Wahrnehmung der Gegenstände entsprechend defizitär sei. Ein solches Untersuchungsparadigma wäre schlicht unsinnig.

Die wenigen hier gezeigten Gegenbeispiele demonstrieren bereits, dass romanische Kunst zum Beleg der Historisierung der Wahrnehmung historischer Subjekte in der radikalen Form von Ariès nicht verwendet werden kann. Ariès' These, Kinder seien wie kleine Erwachsene dargestellt wurden, trifft für wichtige Teile der romanischen Kunst nicht zu. Und daher entfällt eine zentrale empirische Stütze für seine generellen Behauptungen. Zahlreiche romanische Kunstwerke wirken so, als seien die Gestalteigentümlichkeiten des Kindes (großer Kopf, kleine Extremitäten, Hände und Füße) in die Darstellung von Erwachsenen eingeflossen. Das bedeutet also, dass in der romanischen Kunst die Erwachsenen in ihren Proportionen häufig wie kleine Kinder erscheinen. Gemeinsam ist beiden Darstellungsformen ((a) Kind als kleiner

Erwachsener und (b) Erwachsener mit kindlichen Proportionen), dass darstellerisch zwischen Erwachsenen und Kindern weniger deutlich unterschieden wurde. Das bleibt in der Tat ein Zug der Romanik, den Ariès erfasst hat. Gerade darin könnte man aber eine Auswirkung kindlicher Gestaltungsweisen sehen, denn auch kleine Kinder unterscheiden beim Zeichnen ebenfalls weniger deutlich zwischen Erwachsenen und Kindern.<sup>84</sup> Die gesamte Kunst der Romanik war eben weniger elaboriert als die der Gotik und späterer Epochen. Natürlich ist es legitim, aus den Darstellungen einer Epoche etwas über die Psyche historischer Individuen und die Mentalität historischer Kollektive zu folgern. Aber die überbordende Radikalität der Ariès'schen Meinungen lässt sich am historischen ikonographischen Material einfach nicht belegen.

## Zusammenfassung und Schluss

Ariès' Argumentationslinien zur Geschichte der Kindheit sind unklar, inkonsistent, wenig durchdacht und daher wissenschaftlich völlig unzureichend. Die radikale Historisierung der menschlichen Wahrnehmungsfähigkeit durch Ariès ist nicht haltbar, die Verwendung seiner Begriffe ist schwankend, und die Ikonographie liefert regelrecht empirisch fundierte Beweise *gegen* Ariès' Annahmen. Somit ist praktisch allen Thesen von Ariès, in denen er eine „Entdeckung der Kindheit“ postuliert, zu widersprechen. Aber nicht nur seine psychologischen, semantischen und ikonographischen Intuitionen gehen in die Irre. Auch seine zentrale These, dass im Gefolge der (angeblichen) Entdeckung der Kindheit eine massive Verschlechterung der Kindheitsbedingungen eintrat, ist falsch und durch umfassende empirische Evidenz von zahlreichen Wissenschaftlern in maßgeblichen Aspekten widerlegt worden.<sup>85</sup> Philippe

84 Vgl. M. Schuster, *Die Psychologie der Kinderzeichnung*, Berlin 1993, 12, der, Luquet paraphrasierend, von mehr Realismus ab dem 8. Lebensjahr spricht.

85 Vgl. vor allem die Arbeiten von L. deMause, „Evolution der Kindheit“, und seiner Mitarbeiter mit Aufsätzen im gleichen Werk, darunter M. M. McLaughlin, „Überlebende und Stellvertreter. Kinder und Eltern zwischen dem neunten und dem dreizehnten Jahrhundert“, in: L. deMause (Hg.), *Hört ihr die Kinder weinen. Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit*, Frankfurt am Main 1989, ferner: N. Elias, „Die Zivilisierung der Eltern“, in: L. Burkhardt (Hg.), *...und wie wohnst Du?*, Berlin 1980; N. Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. 2 Bände*, Frankfurt am Main 1993; E. Badinter, *Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute*, München 1984; A. Peiper (Hg.), *Chronik der Kinderheilkunde*, Leipzig u.a. 1991; E. H. Erikson, *Kindheit und Gesellschaft*,

Ariès' „Verfallsgeschichte“ der Kindheit basiert auf wissenschaftlichen Fehlern und womöglich auf seiner reaktionären politischen Einstellung, wie sie Hermen hinsichtlich ihrer psychodynamischen Entstehungsbedingungen analysiert hat. Der lockere, aber leider undeutliche Stil des Ariès'schen Werks verführte manchen linken Intellektuellen der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts zur unkritischen Akzeptanz der Thesen eines Historikers, der sich selbst der politischen Rechten zuordnete. Es mag Schlimmeres geben, es bleibt aber eine Ironie des Schicksals – und keine leise.

Ariès lieferte keineswegs ein Forschungsparadigma im Kuhn'schen Sinn, schlimmer noch: Er verunklärte jahrzehntelang und womöglich bis heute die Forschungsperspektive auf dem Gebiet der Geschichte der Kindheit, indem er ein Schlagwort popularisierte.<sup>86</sup> Wenn aber niemals ein Paradigma von Ariès vorgelegt wurde – und der Verfasser hofft, dies gezeigt zu haben – konnte es auch nach ihm keinen Paradigmenwechsel geben, anders als zuletzt Classen annahm.<sup>87</sup> Bis heute prägen die offenbar eingängigen Formulierungen von Ariès und sein Schlagwort von der „Entdeckung der Kindheit“ dieses Gebiet. Sowohl Laien als auch zahlreiche Fachleute sprechen Ariès bedenkenlos nach, was er ihnen vorgesprochen hat, nämlich dass es „früher“ Kindheit doch gar nicht gegeben habe und daher eine Erfindung der Neuzeit sei. Die Disziplin „Geschichte der Kindheit“ braucht mehr semantische Klarheit, mehr Interdisziplinarität, einen vernünftigen Umgang mit psychologischen Theorien und ein unvoreingenommenes, empirisch fundiertes Prüfen der Vorannahmen des jeweiligen Wissenschaftlers, damit die Entwicklung brauchbarer Forschungsansätze für dieses wichtige Gebiet weitergehen kann.

---

Stuttgart <sup>11</sup>1992; D. Hunt, *Parents and Children in History. The Psychology of Family Life in Early Modern France*, New York u.a. 1970; U. Gray, *Das Bild des Kindes ...*; E. Shorter, *Die Geburt der modernen Familie*, Reinbek 1975; E. Shorter, „Der Wandel der Mutter-Kind-Beziehungen zu Beginn der Moderne“, in: *Geschichte und Gesellschaft* 1(2/3), 1975, 256–287; E. M. Johansen, *Betrogene Kinder. Eine Sozialgeschichte der Kindheit*, Frankfurt am Main 1986; H. Weber, *Kinderhexenprozesse*, H. Weber, *Von der verführten Kinder Zauberei' ...*; P. Dinzelbacher, *Angst im Mittelalter ...*; R. Frenken, *Kindheit und Autobiographie ...*; R. Frenken, *Kindheit und Mystik ...*; R. Frenken, *„Da fing ich an zu erinnern ...“: Die Psychohistorie der Eltern-Kind-Beziehung in den frühesten deutschen Autobiographien (1200–1700)*, Gießen 2003.

<sup>86</sup> Vgl. etwa S. Shahar, *Kindheit im Mittelalter*, 11.

<sup>87</sup> A. Classen, „Philippe Ariès and the Consequences...“, 6 ff.